

Feierstunden

* Tägliche Unterhaltungsbeilage des „Wiesbadener General-Anzeiger“. *

22r. 63.

Samstag, den 14. März 1908.

23. Jahrgang.

 Zur linken Hand.

Roman von Ursula Zöge von Manteuffel.

(Fortsetzung.)

[Nachdruck verboten.]

Und wann wird nun diese heroische Selbstbeherrschung völlig weichen und sie ihn anlächeln — dies schüchterne, süße Lächeln, auf das er mit Ungeduld wartet?

Sie legte endlich Messer und Gabel hin und lehnte sich zurück. „Danke. Nun bin ich völlig erholt. Es war sehr töricht von mir, daß ich in der mich seit gestern beherrschenden Unruhe vergaß, daß, wer einer schweren Aufgabe entgegengelt, sich besonders stärken sollte — diese Demüthigung ist mir eine verbiente Strafe.“

„Welche Demütigung?“

Sie schlug die Augen verwundert auf:

„Daß ich nach allem, was ich Dir sagen mußte, gezwungen war, Gastfreundschaft in Deinem Hause anzunehmen — mich noch einmal mit Dir an denselben Tisch zu setzen.“

„Torheit!“ unterbrach er sie, „Du bist zu Hause, wo ich zu Hause bin . . .“

„Das war nie der Fall. Ist's jetzt weniger denn je!“

Sie hatte die Serviette hingelegt und erhob sich — ihre Augen suchten vergebens den Ausgang aus diesem hellpolirten Sechseck — dabei streiften sie den Mann, der ihr mit so eigen-
thümlichem Gesichtsausdruck gegenüberstand — und plötzlich war
ihr Gesicht in Purpurglut getaucht.

Er schob den schweren Eichenstuhl zurück und trat neben sie.

„Ja!“ sagte er, als habe sie ihn gefragt, „es ist. Du hast gesiegt. Nun? Hast Du mir denn nichts, nichts zu sagen?“

„Nein!“ versetzte sie und wandte sich mit einem tiefen Seufzer ab.

„Glore, verstell' Dich nicht! Komm zu Dir selbst! Begreife es doch, daß diese Deine unbegreifliche Lieblichkeit wieder einmal einen kompletten Narren aus mir gemacht hat.“

„Auf wie lange?“ fragte sie herb, „ich kenne Dich zu gut, um nicht zu wissen, daß Du morgen bereuen wirst, was Du heute gesprochen . . . und daß Du es mir dann danken wirst, wenn ich jetzt gehe!“

„Du bleibst!“

„Unter keiner Bedingung," versetzte sie stolz, „öffne mir den Eingang!"

Im nächsten Augenblick kniete er vor ihr und führte ihre Hand an die Lippen — und die dunkelblauen Augen in dem harten, impassiblen Gesicht hatten all die betörende Verebtsamkeit, wiedergefunden, die ihr junges Herz einst mit Seligkeit an erfüllen pflegte.

„Flöre, Du weißt es, ich habe nie eine Frau geliebt — wirklich geliebt — außer Dir . . . ich habe die Schönheit bewundert und bin weit davon entfernt, mich für einen Heiligen auszugeben — aber mein Herz hast nur Du besessen! Mach mich für die Verhältnisse und das über meinem Hause waltende Fatum nicht verantwortlich. Das ist eine Sache für sich! — Dein Anblick ist stärker, als alles andere. Als ich Dich heute wieder vor mir sah, da fühlte ich bereits, daß ich Dich nicht aufheben kann. Ahnst Du, wie Du aussehst, als Du in diesem

schwarzen Zaubergewand da standest auf den goldenen Hintergrund des Zimmers gemalt, wie ein entzückendes Bild? — Geliebte, weshalb hast Du auch soviel Kunst an Dich gewandt?"

„Du bist von Sinnen!“ wehrte sie bestürzt. „Kunst! Meine Kunst bestand darin, daß ich dies selbe Kleid wählte, in welchem Du mich vor einem Jahre nicht sehen wolltest, weil ich Dir mißfiel — weil es mich nicht kleidete. Ich kam nicht hierher, um Dein Wohlgefallen zu erregen, sondern um mir mein Kind zu retten. Eberhard!“

Mit diesem Aufschrei riß sie ihre Hand los und, einer plötzlichen Eingebung folgend, griff sie hastig nach der auf dem Tisch stehenden silbernen Klingel, und kaum klangen die hellen Töne, derselben durch die Luft, als auch schon die Thüre aufgerollt ward.

Ob der neben den Sakaien stehende Wilden seinen prinzlichen Herrn noch auf den Knien vor der eigenen Frau gesehen hatte, blieb diesem immer unklar.

„Bitte, Herr von Wilden, wollen Sie mir freundlichst irgend einen Wagen bestellen, mit welchem ich zum Abendszug auf dem Bahnhof sein kann!“

Bei diesen unerwarteten Worten starrte der Hofmarschall bößlich ratlos von einem zum andern — es entstand momentan ein peinliches Schweigen, dann sagte die Stimme des Prinzen mit dem ihr eigenen tiefen Metallton:

„Es ist schon recht, lieber Wilden. Aber nicht „irgend einen Wagen,“ sondern das Coupée mit den Trakehnern. Wir reisen mit dem Schnellzug nach Wessell. Wollen Sie unsere Ankunft telegraphisch melden. Franke soll mit meiner Bagage morgen nachkommen.“

Flöre war schnellbleich geworden — ihr war, als lehre die ohnmächtige Schwäche wieder. Sie mußte sich setzen und rang nach Fassung vor fremden, neugierigen Augen. Sie hörte wie durch einen Nebel, daß im Gemach nebenan Tee serviert sei, fühlte sich hingeführt und begriff dann, daß sie wieder mit ihm allein sei. Vor ihnen auf einem Tischchen stand ein Tablett mit silberfunkelndem Teezeug — eine stark duftende Tasse stand vor ihr. Sie schob dieselbe zurück.

"Ich weiß nicht, wie ich Dein Verhalten nennen soll, Eberhard. Glückselig macht es mich nicht. Was willst Du eigentlich und was bezweckst Du?"

Er beugte sich zu ihr herab.

Diese Lippen will ich wieder lächeln sehen — ich muß! Schilt mich, zürne mir . . . Du hast recht . . . aber duße mich. Ich will gut machen. Ich will Dir auf den Knien abbitten, ich will nicht ruhen, bis Du alles vergessen und vergeher, hast und Deine Augen mich wieder anstrahlen!"

"Du wirst sie wiederfinden . . . und die Liebe dazu! Du
Du solltest unversöhnlich sein?"

„Unverföhnlich nicht — hoffnungslos. Ich glaube es aber, daß Du eben den ungestümen Wunsch hast, alles wieder gut zu machen, aber diese Sturmflut wird zurückgehen und was wird

mein Teil sein? Eine Wiederholung all' der Entsagungs-
kämpfe, die hinter mir liegen, Verlassenheit und Einsamkeit.
Du liebst zwei Frauen, Eberhard — mich um meiner ähneren
Erfcheinung willen und jene andere um ihres Geistes willen
... Jene, welche Dir das Ideal einer künftigen Regentin ist!
— Ach! Schönheit ist ein armes, vergänglich Ding, sie schwin-
det mit den Jahren und dann wird auch der Anblick ihrer
Trägerin völlig machtlos sein — während Du jener andern
dauernd angehören wirst!" —

"Torheit! Schönheit vergänglich? Deine nicht! Du wirst
auch im Alter bezaubernd sein, Florentine ... ich kann Dich
mir vorstellen in lockigem Silberhaar, die Züge fein, spitz, ver-
geistigt, bleich — aber nichts kann ihnen die klassisch-edle Linie
rauben. Von Dir wird man nie sagen: „Sie muß in ihrer
Jugend sehr schön gewesen sein“, sondern man wird Dich mit
Bewunderung ansehen und sagen: „Welch' eine schöne, schöne
Greisin!"

Sie schwieg. Dieser Kultus, den er mit ihren körperlichen
Vorziigen trieb, schmerzte sie eben mehr, denn je.

"Und das ist Dir die Hauptsache. Was ich bin und was
ich denke und tue, ist Dir Nebensache?"

"Seit heute wahrlich nicht mehr ... ich habe Dich von
ganz neuen, mich ganz überraschenden Seiten kennen gelernt
... Du hast mir mehr denn einmal imponiert! Ja, Du hast
recht, Flore, bei aller Vergötterung bin ich wie ein blinder
Tor neben Dir hergegangen ... habe Dich unterschätzt, habe
Dich kaum gekannt ... sei edel, gib mir Gelegenheit, auch das
gut zu machen, gib mir Gelegenheit, Dein geistiges Leben zu
teilen ... ich habe gewußt, daß Du schön bist, aber ich wußte
nicht, daß Du auch interessant bist!"

Er hatte leise, aber in großer Erregung gesprochen und zum
ersten Male stieg in ihr ein zaghaft schüchternes Hoffen empor.
Sie zog die Hand, die er ergriffen, nicht wieder zurück. Zwar
sagte ihr eine innere Stimme, daß dieser ganze Wechsel von
tödtlicher Gleichgültigkeit zu aufstimmender Liebe zu schnell vor
sich gegangen sei, um Bestand zu haben, aber sie wollte ihren
Stolz, der sich gegen diesen Ausgang der Verhandlung sträubte,
bekämpfen und um des Kindes willen eine Versöhnung nicht
zurückweisen.

Und dann wieder kroch eine so häßliche Erinnerung in ihr
auf und lähmte ihr das Wort auf der Zunge — die Erinnerung
an den Brief, den er ihr geschrieben.

Er — derselbe Mann — der ihr jetzt in flehender, über-
strömender Bärtlichkeit von seiner ewigen, nie versiegenden
Lebenskraft spricht! —

Sie senkte den Kopf und zwei große Tränen rollten auf die
gefalteten Hände — ihr war so weh zu Mute an der Pforte
eines Glückes, an das sie den Glauben verloren.

23.

Der Nachschneezug brauste in die Nacht hinein, donnerte
über Brücken und passierte Bahnhöfe, ohne zu halten. Draußen
fiel ein kalter Herbstregen, im Coupe, darinnen Prinz Karl
Otto seiner Gemahlin gegenüber saß, herrschte freundliche
Stille. Die Vorhänge waren vor die Fenster gezogen. Flore
hätte gern hinausgeblüht in die nächtliche Landschaft, um ihre
Gedanken zu sammeln und ihrer Unruhe Herr zu werden.
Statt dessen mußte sie immer in das Gesicht vor sich sehen,
das, scheinbar kalt und unbewegt, nur durch die brennenden
Augen sprach. Dieser Sprache gegenüber war sie einst macht-
los gewesen. Das schien ihr lange, lange her.

Sie hatten zuerst beide geschwiegen. Sie lehnte den Kopf
in die Polster zurück, große Erschöpfung und quälenden Ge-
danken stritten um die Herrschaft — wenn sie nur glauben
könnte, daß nun alles auf immer gut sei, daß sie fortan sein
werde, was sie noch nie gewesen, seine „Lebensgefährtin!"

Er ließ sie eine ganze Weile in Frieden. Er sah es ja, daß
sie totmüde und in den Tiefen der Seele erschüttert war ...
je länger er sie so ansah, desto staunender frug er sich, wie es
ihm nur möglich gewesen war, so lange ohne sie zu leben. Er
vergaß in der ihn beherrschenden Aufregung völlig, daß er sich
daselbe nach jeder langen Trennung — und ihre Ehe bestand
aus einer Reihe langer Trennungen — mit demselben Er-
staunen gefragt hatte.

Und dies Wesen sollte ihn nicht mehr lieben — hatte ge-
lernt, ohne ihn zu leben? Wir wollen doch mal sehen, ob sie
das nach vierzehn Tagen auch noch behaupten wird!

Ueber ihr müdes, trauriges Gesicht flog plötzlich ein glück-
licher Ausbruch — er nahm ihre Hand und führte sie an die
Lippen:

"Du Labial meiner Augen — woran hast Du eben ge-
dacht?"

Ein wenig betroffen wandte sie den Kopf zur Seite und
zögerte mit der Antwort.

"Ich dachte daran, daß, wie auch alles kommen möge, mir
zwei Dinge bleiben — mein Kind und dessen Heimat ... die

auch ich lieb gewonnen.

"Du scheinst so ziemlich darauf gefaßt zu sein, daß ich wie
ein Schuft handeln werde!" fuhr er erbittert auf. „Dein Kind
und Deine Heimat! ... die beiden einzigen Lichtblicke Deiner
Zukunft! Und ich? Ich?"

"Von Dir glaube ich, daß Du momentan von Sinnen bist,
aber vielleicht schon morgen Dein eigenstes Selbst wieder finden
und mich verwünschen wirst ... wüßte ich etwas von Deinem
Seelenleben, von Deinen Plänen, Ideen und Vorsätzen, ich
würde sie Dir alle einzeln ins Gedächtnis rufen — aber ich
stand ja immer als eine Fremde an Deinem Lebensweg und Du
bist mir in diesem Jahre noch viel, viel fremder geworden. Ja,
ich möchte sagen, ich weiß nichts mehr von Dir."

"Ich schwöre Dir, daß Du Gelegenheit haben sollst, mich
wieder kennen zu lernen und zwar von einer besseren Seite,
wie bisher!"

Sie schwieg und schloß müde die Augen, sie war am Ende
ihrer Kräfte. Er erhob sich, setzte sich neben sie und nahm ihre
Hand.

"Hast Du denn vergessen, Flore, wie glücklich wir einst
waren?"

Die wachgerufene Erinnerung überflutete ihr Herz gleich
einer heißen Welle — und sie brach in Tränen aus. Der
Augenblick war für beide eine Erlösung aus qualvoller Span-
nung. Ihm gab er das Recht, während der übrigen Reise-
stunden für ihre Erholung und Bequemlichkeit sorgen zu kön-
nen, so gut es die Mittel dieser überhasteten Reise erlaubten,
und sie fand in ihrem Herzen, wenn auch nicht jenes blinde
Glück, so doch jene Liebe wieder, die alles trägt, vergibt und
hofft.

So kamen sie um Mitternacht in Buchbronn an. Der
Wagen stand am Bahnhof und brachte sie binnen zehn Minuten
nach Wessel. Es war eine Nacht, wie vor einem Jahre, reg-
nerisch und windig, und wieder bot die Kastanienallee im Schein
der Wagenlaternen das Bild einer goldenen Straße, über
welche die Räder fast lautlos rollten.

Im Vestibül brannte die große Hängelampe und beleuch-
tete die geschmückten Wände mit ihren Waffen, die teppichbe-
legte Doppeltreppe, welche Flore am Arm „Graf Eberhards"
hinauf ging. Johann öffnete oben im Vorzimmer die Türe zum
Zezimmer. Hier war noch ein kaltes Souper serviert. Auch
brannten die Lampen im Salon und eine angenehme Wärme
durchströmte die Gemächer. Fräulein von Lindenbach aber
blieb unsichtbar. Sie lag mit Magenkrämpfen zu Bett, und
das war keine Ausflucht. Ihr Uebelbefinden wurde auch nicht
besser, als Luise in später Nachtstunde, da endlich alle Lichter
gelöscht waren, bei ihr eintrat, um der Nechenden einen neuen
heißten Umschlag zu bringen und dabei zu berichten: „Mein,
Fräulein, ordentlich erbaulich besorgt war unser Graf um die
Gnädige. Er hat sie die Treppe fast heraufgetragen, den be-
quemsten Sessel mußte ich an den Ecktisch rollen, die besten
Bissen hat er sie mit Bitten und Flehen gebeten zu essen, drei-
mal hat er seine Serviette von der Diele aufgehoben — ich hab'
es gesehen, wie er ihr dabei jedesmal die Hand küßte. Aus den
hohen Herrschaften werde ein Mensch klug! Erst läßt er sie ein
volles Jahr allein und dann tut er, als könne er nicht einen
Tag ohne sie leben!" — Die Lindenbach zog sich die Decke über
den Kopf und stopfte sich die Bettuchzipfel in die Ohren, um von
diesem ärgerlichen Geschwätz nichts mehr zu hören. Gütiger
Himmel, wenn das Ihrer Hoheit zu Ohren kommt ... die
treue, mühselige Arbeit eines Jahres ist dahin! —

Ja, Schloß Wessel hatte also abermals einen Gebieter,
Gräfin Florentine einen Gatten, der es an zärtlichen Auf-
merksamkeiten nicht fehlen ließ, nein, der sie förmlich umwarb
wie ein Ritter, der am Jawort seiner Angebeteten noch zwei-
felt. Und sie gab sich redliche Mühe, zu hoffen und zu ver-
trauen. Ihre sanfte Freundlichkeit, ihr liebreizendes Lächeln
hätten wohl auch jedem anderen genügt. Aber er wollte mehr.
Es fränkte ihn wie eine unerhörte Blamage, daß er es nicht
mehr vermochte, sie durch das Gnadengeschenk seiner Gegen-
wart zu allerglücklichsten Frau zu machen. Das riß und rüt-
telte an ihm und ließ sie ihm noch tausendmal bezaubernder
erscheinen wie je zuvor — bezaubernd auch in der ruhigen Si-
cherheit, mit welcher sie diesmal all ihren Pflichten oblag, ohne
sich durch seine Gegenwart behindern zu lassen. Er gab sich
wirklich die Mühe, sich mit ihrem Leben, ihren Arbeiten, ihren
Plänen bekannt zu machen und er staunte über den Wirkungs-
kreis, den dies zarte, junge Geschöpf beherrschte, in den sie sich
ganz in der Stille und Verborgenheit so eingelebt hatte, daß
man wohl sagen konnte, er reichte weit über die Grenzen von
Wessel hinaus. Er hatte sie für eine Blume gehalten, geschaf-
fen, um der Menschen Augen zu entzücken, aber sie war weit
mehr einem segenspendenden Baum vergleichbar, der Vielen
Schatten und Früchte schenkt. Er staunte, er bewunderte auch
— aber dann erfaßte ihn auch gleich wieder jene Unruhe.

Das seidene Kleid.

Nur, ein Dieb bist du, Hans Werder, ein gemeiner Dieb, ein ganz gemeiner Dieb! — Wer ruft das nur immer? Ach so, kein Mensch, nur da drinnen klingt's, in seinem Innern, und der Wind braust's, und unter seinen Schritten knarrt's immer das eine Wort: Dieb — Dieb — Dieb!

Hans Werder verlebt die folgenden Tage wie im Fieber. Um keinen Argwohn in ihr aufkommen zu lassen, eröffnet er es erst am dritten Abend seiner Frau, daß er nunmehr in der Lage sei, ihr eine passende Toilette zu dem Fest zu beschaffen. Er habe sich vor längerer Zeit an einer Spekulation beteiligt, die Sache habe sich wider Erwarten schnell zu seinen Gunsten entschieden und ihm einen Gewinn von fünfhundert Mark gebracht. Sie möge nun ihre Zuküftungen treffen. Doch müsse sie über die ganze Sache strenges Schweigen beobachten. Der Chef liebe es nicht, wenn seine Angestellten sich auf Spekulationen einließen. Frau Bissy, die bisher ihrer tiefen Verstimmung noch nicht Herr geworden war, ist selig. In ihrer Herzensfreude forscht sie gar nicht weiter nach; sie versteht ja doch nichts von geschäftlichen Dingen. So voll Hingebung und Zärtlichkeit ist sie nun, daß Hans, berauscht von diesem Glück, es wirklich fertig bringt, alle inneren Vorwürfe und schweren Gedanken zurückzudrängen.

Unter eifrigen Vorbereitungen vergehen der jungen Frau die Tage bis zum Fest, und dabei kommt die ganze Lebenswürdigkeit ihrer Natur zum Vorschein; sie überhäuft den Gatten und das Kind mit Zärtlichkeiten und sieht alles im rosigsten Lichte. Und dann führt Hans Werder, der in einem ganz seltsamen Zustande, fast wie im Traum, die letzte Zeit verbracht hat, sein schönes Weib in einer dieser Schönheit würdigen Toilette in das Haus seines Chefs, den er — bestohlen hat!

Und von diesem Augenblick an beginnt es. Die Neue, die quälende, nagende Neue packt ihn. In die Erde hätte er sinken mögen, als die ernst-freundlichen Augen des bejahrten Mannes wohlgefällig auf der Erscheinung der jungen Frau seines Buchhalters ruhen, als Frau Stark Bissy mit herzlichen Worten willkommen heißt und ihr ein Kompliment über ihre geschmackvolle, reizende Toilette macht. Es ist ihm, als müsse er wahnsinnig werden. Das Blut strömt ihm zum Herzen, und er hätte laut aufschreien mögen, seine Schuld hinausschreien, um sich zu befreien. Bissy ahnt nichts von dem Zustande ihres Mannes. Sie schwimmt in Wonnen, gefeiert, umschwärmt von jung und alt. Sie fühlt sich als Mittelpunkt des Festes in ihrer sieghaften Schönheit, zum ersten Male an dem Platz, der ihr gebührt. Als sie noch, ein armes Mädchen, in abhängiger Stellung lebte, da war wohl auch ab und zu ihrer Schönheit gehuldigt worden, aber in einer ihren Stolz verletzenden Weise. Redde Schmeicheleien waren ihr hinter dem Rücken der Frau, der Tochter des Hauses gesagt worden. Sie hatte darunter unbeschreiblich gelitten. Hans war der einzige, der es aufrichtig mit ihr meinte, und das hatte ihm ihr Herz gewonnen. Aber doch meint sie, ihn nie so innig geliebt zu haben wie heute, wie jetzt, wo sie es ihm zu danken hat, daß ihre Persönlichkeit zum ersten Male so recht zur Geltung kommt.

Voll befriedigt, noch strahlend vor Glück, findet sie sich, nachdem die Stunden lauter Lust verbracht sind, im Wagen an der Seite ihres Gatten. Ihre Lippen lächeln noch, ihr Herz klopft in eitler Wonnen, und zärtlich schmiegt sie sich an Hans: „Mein Liebster, Dank, tausend Dank, daß du mir dies ermöglicht hast.“ Ein Nschzen kommt aus des Mannes Brust, und erschrocken forscht Bissy nach der Ursache.

„Nichts, nichts, laß mich — ich habe Kopfschmerzen, ich muß mich erlötet haben — verzeih, wenn ich mich nicht mit dir begeistern laß — laß nur, morgen ist alles wieder gut.“

Die erhöhte Stimmung, in der Frau Bissy sich vor dem Fest befunden hat und die sie so gern noch festhalten möchte, muß bald ernstlicher Sorge weichen. Hans ist nicht ausgesprochen krank, er geht täglich zur bestimmten Stunde ins Geschäft, er spricht und lacht, aber so ganz anders als früher. Kaum ein paar Bissen ist er bei den Mahlzeiten, und er sieht nach kurzer Zeit ganz verfallen aus. Ihren besorgten Fragen weicht

er aus oder er weist sie schroff zurück, ebenso ihre Bitten, nach dem Arzt schiden zu dürfen. Für das Kind, sonst seine ganze Lust, hat er kaum noch einen Blick, und des Abends geht er fast täglich aus. Er müsse Zerstreuung haben, Menschen sehen, er könne nicht immer zu Hause sitzen. Nachts quälen ihn schwere Träume, und morgens forscht er ängstlich, ob er etwa im Schlaf gesprochen habe. O ja, er hat gesprochen, wirre, unzusammenhängende Worte und Zahlen.

Frau Bissy hat nichts davon verstanden, nur daß es sich um fünfhundert Mark gedreht hat. Kein Wunder, wo er soviel mit Zahlen zu tun hat. Der arme Mann! So versucht sie, seine Angst hinwegzuschmerzen. Als der Zustand ihr immer bedenklicher erscheint, bittet sie hinter des Gatten Rücken ihren Hausarzt, einmal scheinbar zufällig zu kommen zu einer Zeit, da Hans sicher zu Hause ist. Aber der erfahrene Mann kann nichts feststellen als hochgradige Nervosität. „Das Uebel unserer Zeit,“ so meint er achselzuckend und rät zu reichlicher Bewegung in frischer Luft. „Am besten ein Rad anschaffen, um dem Bereich der Großstadt so oft als möglich entfliehen zu können.“

„Ach, Schatz, wie gut, daß du noch von dem gewonnenen Geld hast!“ So spricht Bissy, nachdem der Sanitätsrat gegangen ist. „Nicht wahr, nun kaufst du dir ein Rad, und dann bist du bald wieder ganz gesund?“

„Ich mir ein Rad? Von dem Geld? Bist du von Sinnen — für mich — von dem Geld?“ So schreit Hans auf, und seine Stirn rötet sich, und die Augen flackern in fieberischem Glanz.

„Aber Hans, Liebster, was hast du nur? Wie kann dich der Vorschlag so erregen?“

„Ach, nichts, nichts — ich meine, das Geld, hm, es könnten Fälle eintreten — das Geld, es ist für dich — ich will nichts davon, ich — ja, und nun muß ich gehen — unter Menschen, ich brauche Zerstreuung, das ist alles.“

Damit verläßt er hastig das Zimmer, und gleich darauf hört Bissy, wie er die Vorhaustür hinter sich schließt. Die junge Frau seufzt tief und schmerzlich. Ist das ihr Hans, ihr heiterer, gleichmäßiger Hans, der sonst mit so viel Liebe und Geduld ihre Launen und Schwächen getragen hat? Nun ist's umgekehrt. Aber in der Sorge um ihn wächst und erstarkt ihre Liebe, fällt die Sehnsucht von ihr ab. Nur noch für Mann und Kind lebt sie jetzt. Das seidene Kleid hängt vergessen im Schrank. Frau Bissy denkt nicht mehr an Feste.

Dann kommt eine furchtbare Stunde! Die Frau des Prokuristen, die erst, seit Werders beim Chef eingeladen waren, Frau Bissy ihrer Beachtung für wert hält, macht ihr einen Besuch. Von dem und jenem schwärmen die beiden Frauen, auch von dem herrlichen Feste schwärmt der Besuch noch, und Bissy seufzt im stillen bei dem Gedanken daran, daß dieses Fest ihr letzter froher Tag gewesen ist. Seit dem Fest ist ihr Hans so traurig verändert.

„Gott, es ist ja schließlich keine Kunst, so 'was zu arrangieren,“ so plaudert die lebhafteste Frau, „wenn man Geld genug hat, wenn es auf ein paar hundert Mark mehr oder weniger nicht ankommt. Denken Sie nur, gerade einen Tag, nachdem Starcks die Einladungen erlassen hatten, warten Sie mal — ja, am Montag — da ist Herr Stark aus seinem Privatbureau ein Fünfhundertmarkschein zum Fenster hinaus ins Wasser geflogen. Es kann nicht anders sein. Er wollte das Geld seinem Sohne zum Geburtstag schiden und ging nur noch einmal nach oben, um einen Brief seiner Frau zu holen. Als er herunterkam, war der Schein verschwunden. Herr Stark hat's selbst meinem Manne erzählt, aber ihm den Mund verboten. Er wollte sich wohl nicht auslachen lassen, denn der Schein kann nur zum Fenster hinausgeflogen sein. Es war unten gar niemand mehr um den Weg; Ihr Mann, Frau Werder, ging eben als letzter nach Hause. Herr Stark hat mit ihm noch über seinen teuren Sohn geshertzt und ihn gebeten, die Korridortür aufzulassen. Ja so, eigentlich hätte ich's Ihnen auch nicht erzählen sollen. Herr Stark meint, es würde so leicht ein falscher Verdacht ausgesprochen, und das wolle er um die Welt nicht. Der alte Portier, der allein unten gewesen ist, könne es als Kränkung empfinden. Gott ja, Herr Stark ist wirklich

ein nobler Mensch, aber, wie gesagt, Kunststück in solchen Verhältnissen! Un'reiner tut gut, keine Fünfhundertmarktscheine herumliegen zu lassen, nicht wahr? So leicht wär' ein solcher Verlust schon nicht zu verschmerzen." Damit schließt die Erzählerin ihren Bericht, und nach einer Weile bricht sie auf, denn sie glaubt zu bemerken, daß sie hört. Lissy ist ein paar Mal aufgesprungen, um nach dem Kleinen zu sehen, wie sie sagt, und sie hat ihr gar keine rechte Antwort mehr gegeben. Sie scheint eine übertrieben ängstliche Mutter zu sein. So überlegend, nimmt die Besucherin Abschied; sie ahnt nicht, in welcher Verzweiflung sie die junge Frau zurückläßt.

Lissy weiß nun alles, sie sieht mit einem Male ganz klar. Nachzend bricht sie am Bettchen ihres Kindes zusammen. Qualen leidet sie bei dem Gedanken: du hast deinen Gatten zum Diebe gemacht! Kein Zweifel kommt ihr mehr. Fünfhundert Mark! Gerade die Summe, die in Hans' wirren Träumen eine Rolle spielt, die Summe, die er bei einer Speculation gewonnen haben will, ein paar Tage, nachdem sie ihn um ein seidenes Kleid gequält hat! Nun versteht sie sein Entsetzen bei ihrem Vorschlag, sich von dem Geld ein Rad anzuschaffen. Nun ist alles aus, Ehre und Glück dahin auf ewig! Schen wird sie nun, da sie alles weiß, ihrem Mann dieses Wissen verbergen müssen, denn es würde ihn töten, hätte er eine Ahnung davon. Der arme, arme Mann! Keinen Vorwurf hat sie für ihn, auch nicht in Gedanken. Sie allein trägt die Schuld. O, könnte sie sühnen, helfen, den Geliebten befreien von seiner Last! Aber wie? Ihr Hans wird zugrunde gehen an dieser Schuld, sie fühlt es. Und sie kann nichts tun. Doch einen Versuch wenigstens macht sie. Sie erzählt eines Abends, nachdem wieder ein paar trübe Tage marternd langsam vorübergeschlichen sind, ihrem Mann von einer Geschichte, die sie gelesen haben will. Ein Mensch hat eine schwere Schuld auf sich geladen und findet erst dann Ruhe, als er ein offenes Bekenntnis abgelegt hat. „Nicht wahr, Hans,“ so schließt sie die Geschichteersonnene Erzählung, „nur ein offenes Bekenntnis der Schuld kann einen Menschen von seiner Last befreien? Es ist das einzige, was bleibt, wenn man etwas sehr Schlimmes getan hat, es offen einzugestehen.“

Hans zögert eine Weile mit der Antwort, dann stößt er heraus: „Wenn er nur für sich einzustehen braucht, dann mag es ein Leichtes sein, Lissy. Aber bedenke, er könnte Weib und Kind haben! Besitzt er das Recht, deren ganzes Dasein zu zerstören? Nein, dann ist's schon besser, er versucht durch untadeliges Leben seine Schuld zu sühnen, oder, wenn er es nicht mehr tragen kann, dann mag er ein Ende machen und so wenigstens den Seinen einen reinen Namen hinterlassen.“

Frau Lissy findet keine Entgegnung. Sie sorgt sich von Tag zu Tag mehr. Sie sieht, wie Hans leidet, wie er sich aufreibt in Gewissensqual. Und das Gefühl ihrer Schuld wächst ins Ungeheure.

Und sie, das sehr schwache Weib, erstarbt an dieser Schuld und rafft sich auf zur That. Sie erkennt, es muß sein, und bald. Hans hat jetzt oft einen so eigenen Blick in den Augen, und seine Worte: „Wenn er es nicht mehr tragen kann, dann mag er ein Ende machen!“ verfolgen sie unaufhörlich. Wie gern, o, wie gern möchte sie sich mit ihm aussprechen, möchte ihm raten: Geh' hin zu deinem Chef, gesteh' ihm alles, ohne Rücksicht auf mich und das Kind. Nimm die Strafe auf dich, und laß uns nachher drüben, jenseits des Meeres ein neues Leben beginnen. Aber sie weiß, das würde ihn in den Tod treiben. Aus Liebe zu ihr ist er zum Dieb geworden, aus Liebe zu ihr würde er sterben. Also muß sie allein handeln. Sie muß es auf sich nehmen, das Ungeheure, selbst den Gatten der Schuld anzuklagen. Sie muß die Last des Schweigens von ihm nehmen, und dann, wenn er sich, daß nichts mehr zu ändern ist, wird er die Folgen tragen wie ein Mann.

Und so geht sie denn eines Tages den schwersten Gang ihres Lebens, nachdem sie am Bettchen ihres Knaben um Mut und Kraft gebetet hat. Hinreichend in ihrer jetzt durch Leid und Schmerz vergeistigten Schönheit, ein rührendes Bild, so steht sie vor dem

alten Herrn, der sie gütig, wie immer, auffordert, ihm ihr Anliegen vorzutragen.

Sie berichtet ihm alles; sie schildert die tiefe Liebe ihres Gatten zu ihr, dem armen Mädchen, das er, ohne nach äußeren Gütern zu fragen, zu der Seinen gemacht hat. Sie findet für sein Bild die heftigsten Farben, für ihr eigenes nur Schatten. Ihre Unzufriedenheit, ihre Sucht, eine glänzende Rolle in der Welt zu spielen, all das malt sie in ihrer Erregung lebhaft aus, und zuletzt, kaum noch verständlich, bringt sie es heraus, das Ungeheure, die Schuld ihres Gatten. „Aber es ist nicht die seine, es ist die meine. Aus Liebe, aus übergroßer Liebe zu seinem schwachen, eiteln Weibe hat er es getan in einem Augenblick der Schwäche. Und deshalb muß ich sprechen, muß ich ihn zu befreien suchen von der unerträglichen Gewissensqual. Lieber Herr Stark, ich fühle's, er kann nicht eher wieder Frieden finden, als bis er von der Last des Schweigens befreit ist. Ich will ihm beistehen, soviel ich kann. Alles will ich für ihn tun, alles. Ich will die Schande, ich will Hunger und Not ertragen, nur daß er Frieden finden soll. Wollen Sie, lieber Herr Stark, wollen Sie morgen mit ihm sprechen? Ich werde ihn dann erwarten an der Thür, damit er keinen Verzweiflungsschritt tut, damit er gleich meine Hand fassen kann, damit er fühlt, er hat viel verloren, aber nicht meine Liebe!“

Martin Stark hat die Erregte ausreden lassen, ohne ihr ein einziges Mal ins Wort zu fallen, weil er fühlt, daß er ihr damit die größte Wohlthat erzeigt. Nun streicht er der jungen Frau mild beruhigend über die zitternden Hände. „Haben Sie Dank für Ihre Offenheit. Ich will mir alles in Ruhe überlegen. Aber eins sage ich Ihnen schon jetzt: Sie sind eine brave Frau, in Ihrer früheren Schwäche und in Ihrer jetzigen Größe ein ganzes Weib. Und ich denke nicht kleiner vom Weibe nach dieser Stunde! So, nun gehen Sie, und holen Sie morgen mittag um ein Uhr Ihren Gatten hier ab.“

Am folgenden Mittag wandert ein glückliches Menschenpaar Arm in Arm die Promenade entlang; der Mann, Hans Werder, noch mit etwas wankenden Schritten und müden Bewegungen, Frau Lissy strahlend in reiner, heiliger Freude. Ihr Opfer ist weit über Erwarten geöhnt worden. Martin Stark hat wie ein Vater mit seinem jungen Buchhalter gesprochen und ihm volle Verzeihung gewährt. Am nächsten Ersten soll er an die in einer mitteldeutschen Stadt befindliche Filiale des Geschäfts übersiedeln, um in anderer Umgebung den Nachhall des Erlebten leichter zu überwinden. Die fünfshundert Mark sollen ihm, soweit sie nicht noch vorhanden sind, auf seine dringende Bitte nach und nach vom Gehalt abgezogen werden. Herr Stark fühlt, daß er darein willigen muß, beschließt aber im stillen, Hans Werders Gehalt statt erst in zwei Jahren schon jetzt zu erhöhen.

„Gehen Sie mit Gott, lieber Werder,“ so lauteten des gütigen Mannes Abschiedsworte, „und genießen Sie Ihr wiedergewonnenes Glück. Sie danken es Ihrer Frau, dieser Frau, in der weibliche Schwäche und weibliche Liebeskraft so ausgeprägt sind, wie es vielleicht selten der Fall ist. Doch die Kraft hat gesiegt über die Schwäche, und so prophezeie ich Ihnen beiden eine glückliche Zukunft.“

Hans Werder bringt es durch Fleiß, Eifer und glückliche Begabung zu großen Erfolgen in seinem Beruf. Sein Chef, der das in den jungen Mann gesetzte Vertrauen nicht zu bereuen braucht, übergibt ihm im Laufe der Zeit die Oberleitung der sich immer bedeutender entwickelnden Filiale und gewährt ihm einen Anteil am Gewinn. Im besten Mannesalter ist Hans Werder ein wohlhabender Mann.

Frau Lissy, immer noch eine schöne, stattliche Erscheinung, die glückliche Mutter zweier wohlgeratener Kinder, steht dem Hause ihres eine angesehene Stellung in der Stadt einnehmenden Gatten in passendster Weise vor. Nur eine Schrulle hat sie, über die ihre Bekannten manchmal die Köpfe schütteln: sie trägt niemals Seide.

Frauen- Zeitung



Beilage des «Wiesbadener General-Anzeiger».

Nr. 8.

Samstag, den 14. März.

1908.

Das ist das deutsche Weib!

— Wißt ihr, was Hausfrau'n sind?
Die Pflegerin von Mann und Kind;
Sie steht früh auf, ist sauber für und für,
Hält sparsam Geld und Gut zusammen,
Gibt reich dem Armen an der Tür,
Als gute Fee nährt sie des Hauses Flammen;
Beim Spinnen singt sie Lieder, dies und das;
Stellt frische Blumen in das Glas,
Erzählt den Kindern abends holde Märchen,
Und kupt dem Ehemann die grauen Härchen.
So macht sie reich zum Paradiesestraum
Der ärmsten Stütze dumpfen Raum.
Sie betet am Altar für ihren Mann
Und für sein Werk, das er mit Müß' errann.
Sie ist sein bess'res Teil, hat Mund und Herz
Am rechten Fleck, und zaubert still Behagen
Ins ganze Leben allerwärts. —
Das ist das deutsche Weib seit alten Tagen.
Auf ihre Treue könnt ihr Felsen bau'n.

Jul. Große.

Mädchen im Beruf.

Macht selbständiger Beruf unsere Mädchen glücklich?
Eine Lehrerin bestreitet das in einer Zuschrift an den
„Türmer“, Herausgeber J. E. Frhr. v. Grotthuß. Sie
schreibt:

„Wir wollen uns nicht mit frauenrechtlerischen Re-
densarten über unsere Lage hinwegtäuschen, sondern der
Wahrheit klar ins Auge schauen. In jeder öffentlichen
Stellung sind wir nur „geduldet“. Der Lehrer sieht in
seiner Kollegin nach wie vor die „Minderleistungsfähige“
(ich spreche hier aus Erfahrung), für deren Mitarbeit er
entweder ein hochmütiges Achselzucken oder ein mitleidiges
Dächeln hat. (Ist doch auf dem Münchener Lehrertag die
Meinung gefallen, die Verweiblichung der Schule sei ein
Ruin für Staat und Nation.) Der Kaufmann betrachtet
seine Rivalin als diejenige, welche die Preise des kaufmänni-
schen Marktes herunterdrückt. Nicht besser geht es in an-
deren Berufen. Ob mit Recht oder Unrecht, die Lösung
dieses Problems überlasse ich anderen Leuten. Ich wollte
hier nur die Tatsache feststellen, daß man durchaus keinen
Grund hat, in die Lobeshymne über die glänzende Stellung
der Mädchen einzustimmen.

Es wird auch nicht anders werden. Der Mann ist nun
einmal Mann, und das Mädchen Mädchen. Wir — wenig-
stens die Gemäßigteren unter uns — wollen auch keine
Gleichstellung mit den Herren der Schöpfung, weil wir . . .
nun, weil wir eben Frauen sind.

Die Ursache unserer Unzufriedenheit ist auf einer ganz
anderen Seite zu suchen. Wir wollen es nicht mehr länger
ertragen, daß wir hinter der „verheirateten“ Frau im Le-
ben und in der Gesellschaft zurückstehen müssen.

Ist die Lehrersfrau mehr als die Lehrerin? Die Buch-
haltersfrau mehr als die Buchhalterin? Warum wird jenen
vor diesen der Vorrang gegeben? Warum will man uns
bemitleiden, bemitleiden? Wir wollen nicht bedauert, son-
dern anerkannt sein! Anerkannt angesichts dessen, was wir
leisten. Was die Verheiratete durch ihren Mann geworden
ist, sind wir durch uns selbst, unsere Arbeit, unseren Fleiß,
unsere Besorglichkeit und Ausdauer.

„Ibsens „Nora“ stößte den berechtigten Notsschrei aus:
Ich will nicht mehr die Puppe des Mannes sein. Wir
sträuben uns mit ehrlicher Entrüstung gegen die Zumut-
ung, ein . . . Zwitterding der Gesellschaft zu sein.

Ich möchte hier nicht speziell deutsche Verhältnisse ta-
deln, anderwärts ist es nicht besser. Bei unseren Vettern
jenseits des Kanals, im Lande der Frauenemanzipation,
habe ich in dieser Hinsicht trübe Erfahrungen gemacht.

Auch dort ist die Verheiratete: „the lady, the mistress of
the house“ — die Dame, die Herrin des Hauses, unsereins
aber: „some girl“ — irgend ein Mädchen, im besten Falle:
„a well educated and clever girl“ — ein wohlherzogenes
und gewandtes Mädel, jehe aber: „a fine lady, because“ her
husband is a . . . — eine feine Dame, weil ihr Mann
das und das ist — meinetwegen etwas, was unserem Kom-
merzienrat gleichkommt.“

Ein eigenes Haus in Wiesbaden

für berufstätige Frauen.

Der Verein Frauenbildung-Frauenstudium hat die
Gründung eines Heims für berufstätige Mädchen und
Frauen gebildeter Stände eingehend besprochen und den
Beschluss gefasst, einem kleinen Kreis von Damen die Vor-
arbeiten zu übertragen. Man war von dem Gedanken aus-
gegangen, für die alleinstehenden berufstätigen gebildeten
Frauen und Mädchen ein Heim zu schaffen, in welchem
sie ihre Selbstständigkeit wahren können, in welchem ihnen
aber durch den Zusammenschluß, durch die Zentralisation
des Hausbetriebes Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten
geboten werden, die sie sich im Einzelhaushalt nur mit be-
deutend höheren Ausgaben verschaffen können. Der vor-
bereitende Ausschuß hat etwa folgendes zur Grundlage sei-
nes Planes genommen:

Ein Haus in guter Lage würde vom Ausschuß gemie-
tet und werden dann je ein bis zwei Zimmer an die Resi-
dantinnen unmöbliert abgegeben. Ein Speise- und
ein Lesezimmer sollen zur gemeinsamen Benutzung zur Ver-
fügung stehen. Eine wirtschaftliche Leiterin, die einem
Kuratorium untersteht, führt den Haushalt und die gemein-
same Küche. Das ganze ist durchaus nicht als Wohlfahrts-
einrichtung anzusehen. Es ist weder ein Stift mit einer
Oberin, die Vorschriften diktiert, noch ein Hotel, aus dem
der Wirt einen Erwerb zieht, sondern eine sich selbst erhal-
tende Vereinigung von Gleichgesinnten zur Verminderung
der Ausgaben und Erhöhung des häuslichen Behagens. Der
Voranschlag hat das Resultat ergeben, daß der Jahrespreis
für Wohnung (ein Zimmer und Mitbenutzung der gemein-

samen Räume) etwa mit 250 *M.* für Verpflegung einschließlich Betriebskosten mit 750 *M.* im ganzen also etwa mit 1000 bis 1200 *M.* je nach Wahl des Zimmers zu berechnen wäre.

Auch ließe sich der Betrieb vielleicht noch insofern erweitern, daß der Mittagstisch auch für nicht im Hause Wohnende verabreicht werden könnte. Für Lehrerinnen, Bureaubeamtinnen, Studierende usw. wäre eine solche Einrichtung sicherlich ein großer Gewinn. Die Verteuerung der Mietpreise, der Lebensmittel, der Löhne usw. bringt es mit sich, daß der Alleinlebende auf manche Annehmlichkeiten verzichten muß, die ihm, wenn die Ausgabe sich auf mehrere Personen verteilt, immerhin noch zugänglich gemacht werden kann. Und welche Wohltat für jeden, der von der Arbeit ermüdet heimkommt, statt der dunklen, schlecht durchwärmtten Stube ein gemütliches Heim vorzufinden; welche Erleichterung, sich nicht mit dem kleinen Gas- oder Petroleumofen die Mahlzeiten erst selbst zuzubereiten und dann einsam einnehmen zu müssen, vielmehr einen freundlichen, gedeckten Tisch und geistige Anregung beim gemeinsamen Mahl zu finden. Daß keine störenden Elemente die Behaglichkeit untergraben, mußte durch die der Entscheidung des Kuratoriums unterstehenden Aufnahmebedingungen geregelt werden. Dieses Kuratorium könnte aus Außenstehenden und Vertreterinnen der Hausbewohner bestehen. Es würde mit großer Freude begrüßt werden, wenn sich Persönlichkeiten finden würden, die den Ausschluß in seinen Bestrebungen unterstützen wollten, sei es durch persönliche Mitarbeit oder durch das Zeichnen von Anteilscheinen für den Garantiefonds, ohne welchen das Unternehmen nicht ins Werk gesetzt werden kann. Damen, die gern nähere Auskunft geben dürften, sind die im Aufruf verzeichneten Mitbürgerinnen: Frä. S. Verlé, Baroness O. v. Bistram, Frä. v. Crüger, Frau Rittmeister Freudenberg, Frau R.hardt, Frä. L. Girich, Frä. Th. Agen, Frä. Dr. Magnin, Frä. M. Mertens, Frau Dr. Reben, Frau Dr. Rosenthal, Frau Justizrat Siebert, Frau Professor Weintraud und Frä. E. Bizold. Alle Genannten sind zu jeder weiteren Auskunft gerne bereit.

Des Herzogs jüngste Tochter.

Die Prinzessin Viktoria Patricia von Connaught, die sich dieser Tage mit dem Grafen von Turin verlobt haben



Prinzessin Victoria Patricia von Connaught

ist, ist die jüngste Tochter des Herzogs Arthur von Connaught und seiner Gemahlin Ruise Margarete, Prinzessin

von Breußen. Sie ist am 17. März 1886 im Buckingham-Palast in London geboren. Ihre Schwester Margarete heiratete 1905 den Prinzen Gustav von Schweden, Herzog von Schonen. Prinz Viktor, Graf von Turin, ist am 22. November 1870 geboren und ein Vetter des Königs Emanuel von Italien. Er ist italienischer General-Major und Kommandeur der 7. Kavallerie-Brigade und wird in der preussischen Armee a la suite des Garde-Kürassier-Regiments geführt.

—*—

Hochzeit in der Heilsarmee.

Seit jenen Tagen, an denen die markante Persönlichkeit des greisen Generals William Booth seine Agitationsreden hielt, hat wohl die Heilsarmee in Hamburg nicht wieder solchen Massenandrang gesehen, wie soeben zu den Hochzeitsfeierlichkeiten der Heilsarmee-Kapitane Maria Herrmann und Otto Bobbin. Eine feierliche Stimmung, dem Ernst der Handlung entsprechend, lagerte über der zweitausendköpfigen Menge, die mit andachtsvoller Stille alle Zeremonien an sich vorübergehen ließ. Kommandeur W. Edwin Oliphant und viele andere Offiziere aus deutschen Städten waren herbeigeeilt, um diese Feier mit zu erleben. Auf einem mit immergrünen Gewächsen hübsch dekorierten Podium saßen diese Getreuen, in deren Mitte das neuvermählte Paar Platz genommen hatte.

Mit gemeinschaftlichem Gesang und Gebet leitete der Kommandeur den Abend ein. Frau Major Schade gab das Dankgebet, worauf Fräulein Alma Busse den Psalm 62 mit ihrer einschmeichelnden Stimme zu Gehör brachte. Kapitän Matthaei-Berlin begleitete alle Gesänge auf der Orgel sehr geschickt. Sodann trat das Ehepaar vor, in dessen Mitte der Kommandeur stand und die Ehegebote der Heilsarmee vorlas, während über ihnen die blaue Fahne mit den Abzeichen der Armee schwebte. Nachdem beide das Gelöbnis abgelegt hatten, wurden die Ringe gewechselt und unter den begeisterten Hallelujarufen der Anwesenden fand die Trauung ihr Ende. Zahllose Depeschen und Glückwunschschriften aus allen Teilen Deutschlands kamen hierauf zur Verlesung.

Beide Ehegatten sprachen dann noch Worte des Dankes und gaben einige Episoden aus ihrem Leben zum Besten. Aus der Rede des Herrn Bobbin ist mit besonderem Interesse zu verzeichnen die Mitteilung über das neue Heim. Wie er selbst ausführte, geben diese Zahlen ein übersichtliches Bild davon, was mit dem in Hamburg gesammelten Gelde angefangen wird. Demnach sind seit dem 1. Januar 259 Personen aufgenommen, denen 6309 Schlafstätten zur Verfügung gestanden haben. 26 886 Mittagsmahlzeiten sind an diese Leute verteilt und 4826 Mahlzeiten sind an ärmere Leute außerhalb des Hauses vergeben worden. Ganz erfreulich ist die Tatsache, daß unsere Polizeibehörde aufgegriffene Bettler nicht mehr einsperrt, sondern diesen Heime zur weiteren Versorgung gibt. Hier ist diesen bedauernswerten Leuten außer Essen, Trinken und Schlafen noch die Gelegenheit gegeben, in aller Ruhe sich nach einer Beschäftigung umzusehen, ja sie verdienen sogar durch Holzhacken noch einige Groschen täglich, so daß sie bei ihrer Entlassung oft 20—30 *M.* erspart haben. Noch diesen interessanten Ausführungen sprach ein kleines Mädchen ein Festgedicht.

—*—

Eine Schülerin der Nacco.

Aus Japans Theaterwelt.

Madame Hanako, der neueste Stern am Bühnenshimmel des japanischen Inselreiches, weilt, auf einer Tournee durch die Hauptstädte Europas begriffen, zurzeit in Berlin und interessiert das Publikum der deutschen Reichshauptstadt in hohem Maße durch ihre eigenartige Kunst. Sie ist eine Schülerin der berühmten japanischen Tragödin Gida Nacco und gleichzeitig deren gefährlichste Rivalin. Auch Mme. Hanakos Hauptfach ist das Trauerviel. Eine ihrer bevorzugten Rollen ist die eines jungen Mädchens, das in einer Mondnacht die Liebe kennen lernt; als aber ihr Bruder davon hört, tötet er den Geliebten seiner Schwester,

denn sie ist von vornehmer Abkunft. Das Mädchen ver-
kimmert völlig aus Gram um den Tod des Geliebten und
nimmt sich zuletzt das Leben, indem sie, japanischer Sitte



gemäß, Garikiri verübt, d. h. sich den Bauch aufschlägt. In
dieser Rolle, namentlich im Schlusssatz, zeigt Mme. Hanaka
ihre große Kunst.

Die Schöpferin der Blindenstadt.

Anlässlich des Bestrebens, in Wiesbaden ein Blinden-
heim im Anschluß an die große Blindenanstalt Carmen
Sylvas unter deren Protektorat zu gründen, worüber
Freunde, namentlich auch Freundinnen der idealen Sache,
Auskunft bei Herrn Geheimrat Bleichschmidt-Wiesbaden er-
halten, geben wir hier für die Leserinnen eine Reihe weite-
rer Sentenzen wieder.

Die Königin Elisabeth schrieb:

Bukarest, 8. Februar 1908.

„... sondern ich habe nur eine Besorgnis beständig:
„Nicht dankbar genug zu sein!“ Ich habe so unendliche
Liebe und Güte erfahren, daß ich nie an den kommenden
Generationen bezahlen kann, was die früheren mir Gutes
getan. Ich stehe in aller Menschen Schuld und habe nur
einen Gedanken, wie ich der ganzen Menschheit meine un-
endliche Dankbarkeit genug beweisen kann!“

„... Wie werde ich ausdenken können, und meine
schlaflosen Nächte bringe ich damit zu, mir Dankbeweise
auszudenken für alle die guten Menschen, die mir geholfen
haben, und die sich für mich interessiert haben.“

„... Nein, Undank kenne ich nicht! Nein, ich danke
und danke immerfort; ich habe gar nichts weiter zu tun, als
immer nur zu danken!“

„... Das Geld, das ich für die Blinden bekomme, ist
heiliges Geld, denn es bedeutet unsagbare Opfer, große,
tiefe Opfer an Behagen, vielleicht dem einzigen, das die
Geber hatten, das Opfer von kleinen Freuden, die das
Leben so angenehm machen. So viel Liebe und Güte!
Wirklich, wenn ich an der Menschheit verzweifeln wäre, so
würden mich die Erfahrungen, die ich an den Gaben für
meine Blinden mache mich mit derselben wieder versöhnen.
Wenn die großen Gaben ankommen, dann freuen sich die
Blinden sehr, wenn aber die Pfennige ankommen, dann
weinen sie! Das macht ihnen zu große Freude für Wortel!
Da gibt es nur noch Tränen.“

„... Dank! Dank! für alles und alles! Ich schreibe
ja nun das Buch „Benatzenwinkel“, um meiner überquellen-
den Dankbarkeit endlich einmal Luft zu machen. Ich
schreibe so viel so viel, ich kann den Menschen, die meine
Blinden beglücken, aber nie genug danken; denn meine
Dankbarkeit ist unendlich viel größer als ein paar Worte
in einer Zeitung oder auf einem Kärtchen. Einmal wer-
den es die Menschen wissen, wie dankbar ich bin; ich hoffe
es noch zu beweisen, bevor ich abgerufen werde. ... Ich
bin alt und kenne die Welt und das Leben, und habe viel
Ungemach erduldet; aber Undank kenne ich nicht.“

„... Ich danke immer und immer wie die Lerchen,
und juble, daß die Menschen so gut sind und so treulich hel-
fen, das Gute zu tun, das ich anstrebe, zu dem mir aber die
Mittel fehlen! Ich segne alle, die mir helfen und helfen
wollen und jeder Pfennig ist gesegnet. ...“

Elisabetha.

Was Großmütterchen lehrt.

— Weiße Bohnensuppe. Nachdem die Boh-
nen gewaschen, werden sie in lauem Wasser zugelegt und
weich gekocht. Nun macht man von einem eigroßen Stüd-
chen Butter mit zwei Kochlöffeln Mehl ein gelbes Einbren-
nen, dünstet eine Zwiebel mit etwas gewiegter Petersilie,
gibt die durch einen Durchschlag gedrückten Bohnen dazu,
verdünnst sie mit Fleischsuppe oder Wasser und läßt sie noch
eine Weile kochen. Vor dem Anrichten wird die Suppe
noch einmal durch ein feines Sieb getrieben.

— Ein vorzügliches Konservierungsmittel soll die borsaure Magnesia sein. 1 Gramm einer
25proz. Lösung dieses Salzes soll genügen, um 1 Liter
Milch mehrere Tage lang frisch zu erhalten, 4 Gramm der
Lösung, um 1 Kilogramm gehacktes Fleisch vor dem Verder-
ben zu schützen. Die Lösung des Magnesiumborats wird
auch gerühmt zur Desinfektion von Wohnungen zur Ver-
hinderung und Beseitigung von Pilzbildungen und dergl.
Insbesondere empfiehlt sich das Präparat als ein spezifisches
Mittel bei diphtherischen Krankheiten, indem dasselbe
bei nur schwach alkalischer Reaktion nicht im geringsten
ätzend, dagegen ganz außerordentlich antiseptisch wirke.
Weitere angenehme Eigenschaften seien seine Farb- und
Geruchlosigkeit, sowie sein süßer Geschmack.

— Heilwirkung der Birke. Tee aus getrod-
neten, zerschnittenen Birkenblättern wirkt sehr blutreinig-
end (20 Gramm auf ein viertel Liter Wasser gut gekocht,
entsprechend verflücht und zweistündlich schluckweise genom-
men). Bei rheumatischen und gichtigen Schmerzen in Hän-
den oder Füßen dagegen empfiehlt sich ein Bad der leidenden
Körperteile in frischem Birkenlaub. Man füllt selbiges in
ein Säckchen oder Kissenbezug und steckt Hände oder Füße
hinein. Man wird alsbald eine starke Hitze-Entwicklung,
dann Transpiration und ein Nachlassen der Schmerzen be-
merken.

— Etwas Gips in pulverisiertem Zustande sollte man in den Küchen immer vorrätig haben! Jede Hausfrau oder Köchin weiß, wie oft die Nägel, Haken usw. in der Wand lose werden; hier ist keine Tapete, die den Mörtel fest hält und zudem lockern sich die Nägel auch durch das öftere Anstoßen derselben beim Abnehmen und Wiederaufhängen der verschiedenen Küchenutensilien. Ein wenig Gips tut hier Wunderdinge! Man macht mit 1–2 Eßlöffel voll Wasser und Gipspulver einen dicken Brei; hat sich ein kleiner Nagel gelockert taucht man ein kleines Bäuschchen Watte in den Gipsbrei und schlägt dieses zusammen mit dem Nagel in die Oeffnung ein. Diese wird dann noch mit Gips vollends zugeschmiert. Für größere Löcher (an Haken und Kloben) klopft man zu beiden Seiten des Hakens Streichhölzer oder geschnitzte Holzpflockchen mit ein und verschmiert sie zuletzt noch sorgfältig. Bei großen Löchern können auch noch Wattebäuschchen zwischen die Holzteile geklemmt werden. Nach dem Trockenwerden — das sehr schnell erfolgt — ist die Stelle an der Wand bestens ausgebessert und der Nagel sitzt fester wie zuvor. H. S.

— Trocknet das Holz nicht in den Bratröhren. Die Diensthöten legen vielfach Holz zum Trocknen in die Brat- und Wärmeröhren. Da die Kochherde des Tages über viel geheizt werden, und infolgedessen die Röhren sich stark erhitzen, so fängt das Holz an, Gase zu entwickeln, welche schädlich wirken können, in den meisten Fällen aber für die in der Küche beschäftigten Personen heftige Kopfschmerzen im Gefolge haben. Ein derartiges Trocknen des Holzes ist nur dann möglich, wenn die Bratröhren oben schieber haben, die durch einen kleinen Kanal direkt mit dem Dunststrome in Verbindung stehen.

— Um Rostflecken aus Leinwand zu entfernen behandle man die Flecken erst mit lauem Wasser, dann bestreue man dieselben mit einigen Körnchen unterschwefligsaurem Natron; auf diese wird dann ein wenig gestoßene Weinsäure geschüttet. Fügt man noch ein paar Tropfen Wasser hinzu, so erfolgt unter leichtem Schwefelgeruch die Zerlegung und die Flecken sind entfernt.

— Kuhmilch für Kinder. Dieselbe muß mit Zuckerwasser (20 Gr. Zucker auf 1 Liter Wasser) verdünnt werden, und zwar im ersten Lebensmonat 2 Teile Zuckerwasser und 1 Teil Milch, im zweiten und dritten Monat beides zur Hälfte, im vierten und fünften Monat 1 Teil Zuckerwasser und 2 Teile Milch und alsdann reine Milch genommen. Durch diese Verdünnung und den Zuckerzusatz soll die Kuhmilch der Frauenmilch ähnlich gemacht werden, indem erstere reicher an Käsestoff und ärmer an Zucker ist, als die letztere. Der Hauptunterschied zwischen beiden ist aber nicht dieser, sondern besteht darin, daß der Käsestoff der Kuhmilch im Magen des Kindes zu größeren, schwer verdaulichen Klumpen, die der Frauenmilch aber zu feinen, leicht verdaulichen Flocken gerinnt, was durch Menschenhand auf keine Weise ausgeglichen werden kann. Bei Kuhmilch muß man sehr vorsichtig mit der Bezugsquelle sein. Die Kühe müssen durchaus gesund, reinlich und gut gehalten sein. Am besten ist die sog. Mischmilch, die von mehreren Kühen zusammengeschüttet ist. Diese sollen ausschließlich Trockenfutter erhalten. Schlecht wird die Milch ferner, wenn die Kühe zum Arbeiten benutzt oder gar mißhandelt werden. Auch Unsauberkeit des Stalles, der melkenden Hände oder der Aufbewahrungsgefäße verschlechtern die Milch erheblich, ja es kann deren Genuß durch Uebertragung von Krankheitskeimen sogar gefährlich werden.

— Verdorbenen Essig wieder herzustellen. Man löst Weinstein ganz klar, weicht ihn mit scharfem Weinessig, filtriert ihn, vermischt gestoßenen Alaun damit, schüttelt dieses Gemisch in den Essig, rührt um und läßt den Essig durch Zusatz von Brantwein, Rosinen, sauren Wein und etwas Hefe wieder in Gärung kommen. Hat der Essig fauligen oder sonst fremdartigen Geschmack, dabei aber noch Säure genug, so setzt man ihm etwas gepulverte Holzkohle zu, schüttelt das Faß 3 bis 4 Tage lang jeden Tag tüchtig und läßt dann den Essig durch ruhiges Liegen wieder klar werden.

— Ratten von Lederzeug abzuhalten. Zu diesem Behufe wird empfohlen, dem Fett oder Del, womit man die Pferdegeschirre einschmiert, etwas Teer zuzusetzen, dessen Geruch das Ungeziefer fernhält.

— Schellfisch gebraten. Man schneidet die Fische, wenn zu groß, in Stücke, wälzt sie in Mehl, geriebener Semmel und geschlagenem Ei, und brät sie in der Pfanne schön hellbraun. Man richtet sie gewöhnlich in Kapernsauce an, es eignet sich dazu aber auch jeder Salat, als recht schmackhafte Beigabe.

— Ohrenschmalz. Dasselbe ist zwar in dickflüssigem Zustande für das Ohr notwendig; wenn es sich aber in demselben anhäuft und verhärtet, so entsteht Schwerhörigkeit und endlich Taubheit. Man muß es deshalb wöchentlich einmal mittels eines Hornlöffelhens mit stumpfen Rändern, nicht mittels Haar- oder Stricknadel, herausholen.

— Ein stärkendes Bad erhält man, wenn man dem Wasser Ammoniak zusetzt, und zwar für je einen Eimer Wasser etwa 30 Gramm Ammoniak. Dieser Zusatz belebt und kräftigt den ermatteten Körper außerordentlich und macht die Haut weiß, geschmeidig und geruchlos.

— Ricinusöl. Sollte man einmal in die Lage kommen, das durch seinen Geschmack so schrecklich widrige Ricinusöl einnehmen zu müssen, so ist es am besten, dasselbe in Bouillon zu tun, da der unangenehme Geschmack dann gar nicht zu merken ist.

— Hustenmittel. Gegen den so gefährlichen Stichhusten der Kinder soll sich folgendes Mittel trefflich bewährt haben: $\frac{1}{2}$ Pfund große, ausgekernte Rosinen wird kleingeschnitten, $\frac{1}{2}$ Pfund blanker, weißer Zucker (Zuckerfant) feingestoßen, ein altes Rot pulverisierter Rhabarber und ein Maß gutes Malzbier hinzugefügt und alles zusammen solange auf gelindem Feuer langsam gekocht, bis es steif ist. Ab und zu muß tüchtig umgerührt und der Rhabarber, welcher sich leicht an den Rand des Topfes setzt, immer wieder hinzugegeben werden. Kinder von 5–8 Jahren bekommen täglich dreimal einen Teelöffel voll, kleinere etwas weniger, größere etwas mehr.

— Lüftung der Krankenzimmer durch Oeffnen der Fenster. Im Winter ist diese Lüftung leicht. Durch den Unterschied zwischen der Zimmerwärme und der kühlen Außenluft strömt diese sofort ein. Die Wärterin muß nur trachten, bei dieser etwas kräftigen Lüfterneuerung den Kranken vor Zugluft zu schützen. Daß das Krankenbett nicht in der Nähe des Fensters stehen darf, ist selbstverständlich. Man stelle einen Schirm um das Bett oder schiebe während der Zeit der Lüftung das Bett in eine Ecke; auch fordere man den Kranken auf, sich während dieser Zeit sorgfältig zuzudecken und ruhig im Bett zu verweilen. Durch dergleichen Vorkehrungen wird ein schädlicher Einfluß auf den Kranken vermieden. Im Sommer, wo die äußere Temperatur von der des Zimmers kaum abweicht, ist eine ausgiebige Lüftung auf diese Art schwer zu erzielen. Man benütze deshalb im Hochsommer vorwiegend die Nacht zur Lüftung; die Nachtlust ist kühler und staubfreier als die Lust während des Tages, und daß die Nachtlust dem Kranken gefährlich ist, beruht auf einem Volks-Überglauben. An heißen Tagen empfiehlt sich das Oeffnen zweier gegenüberliegender Fenster. — Die Lüftung des Zimmers geschieht rascher und ausgiebiger — die Thür, die zum Gang führt, zur Gegenöffnung zu benützen, widerrathe ich. Durchschnittlich ist ein Krankenzimmer mindestens täglich zweimal zu lüften. Das ist eine allgemeine und stets gültige Forderung. Gehen die Fenster nicht nach der Sonnenseite, so sollen sie im Hochsommer während des ganzen Tages geöffnet sein. Außerdem muß stets das Zimmer sofort gelüftet werden, wenn durch irgend welche Vorkommnisse: Leibesentleerung, Verbände etc. ein übler Geruch oder sonst eine Verunreinigung des Zimmers stattfand.